

Anderssein im Krieg

**Auf den Spuren von Joachim von Winterfeldt-
Menkin, dem Begründer des DRK**

von

**Ute Herrmann
Beatrix Bretsch
Luisa Andes**

**Beitrag für den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten 2014/2015:
„Anderssein. Außenseiter in der Geschichte“**

Betreuer: Jürgen Theil

Inhalt

Einleitung	3
Joachim von Winterfeld-Menkin im Krieg.....	5
Rückkehr in die Heimat	7
Das Deutsche Rote Kreuz	10
Tätigkeitsbericht	12
Anhang.....	17
Literaturverzeichnis	17

Einleitung

Der neue Geschichtswettbewerb beschäftigt sich mit dem Thema „Anders sein. Außenseiter in der Geschichte“. In der Gesellschaft ist man anders, wenn man Normen und Konventionen, die das Zusammenleben vorgeben, nicht erfüllt oder nicht erfüllen kann. Dazu kann auch die Ausübung einer Religion gehören, wie man u. a. an der aktuellen Debatte zum Islam erkennt. So wird die Frage, ob der Islam zu Deutschland gehört, sehr unterschiedlich gesehen und treibt gerade in den Bundesländern, wo es eigentlich nur wenige Mitglieder der islamischen Religion gibt, tausende Pegida-Anhänger auf die Straßen. Die Angst vor einer angeblichen Überfremdung unserer Gesellschaft und vor dem Islam wird auch von rechten Gruppierungen geschickt ausgenutzt und instrumentalisiert. Insofern trifft das aktuelle Wettbewerbsthema auch einen gesellschaftspolitischen Aspekt, der bis in die Gegenwart führt.

Blickt man etwas weiter zurück, so waren es in Deutschland vor allem die Juden, die sich seit dem Mittelalter verschiedener Verfolgungswellen ausgesetzt sahen. Mit dem Antisemitismus im 19. Jahrhundert verschärfte sich die Judenfeindlichkeit, die in der NS-Zeit ihren Höhepunkt erlebte. Und dabei hatten sich die meisten der in Deutschland lebenden Juden sehr stark angepasst. Viele von ihnen waren sogar zum Christentum übergetreten, andere kämpften an der Front im Ersten Weltkrieg. Doch all das bewahrte die jüdischen Mitbürger nicht vor Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung im Dritten Reich.

Auch Arbeitslose oder Kranke und invalidisierte Menschen werden von einigen Mitgliedern unserer Gesellschaft als Außenseiter gesehen. Dabei wird nicht beachtet aus welchen Gründen man nicht arbeiten geht oder in eine prekäre Situation geraten ist. Das Anderssein ist gekennzeichnet durch Ausgrenzen bestimmter Personen oder Gruppen. Und dies geschieht meist nur auf Grund von Vorurteilen gegenüber Personen, die von Teilen unserer Gesellschaft als nicht gesellschaftsfähig betrachtet werden.

Doch zurück zu unserem Thema, zum Ersten Weltkrieg, wo es sicher schwierig ist, ein Anderssein zu entdecken. Denn zu Beginn des Ersten Weltkrieges war die Kriegseuphorie in weiten Teilen der europäischen Gesellschaft allgegenwärtig. In Deutschland standen die Parteien weitgehend geschlossen hinter ihrem Kaiser, der ja keine Parteien mehr kannte, sondern nur noch Deutsche. Die Politik des Burgfriedens wurde mehrheitlich bereitwillig getragen. Der politische Kampf also ausgesetzt, da es nun wichtigere Dinge gab. Die nationale Ehre und der Stolz der Nation forderten von allen Deutschen ein patriotisches Handeln. Gymnasiasten und andere junge Männer sollten sich freiwillig zur Front melden, um das Vaterland zu verteidigen. Pazifisten und Kriegsgegner waren zu dieser Zeit nicht gefragt, sie

wurden verhöhnt und als Außenseiter abgestempelt. Im Verlauf des Krieges und der zunehmenden Misserfolge entwickelte sich die anfängliche Kriegseuphorie in eine Kriegsmüdigkeit und es gab nach und nach immer mehr Kriegsgegner.

Es ist kaum zu glauben. Schon im ersten Kriegsjahr gab es „Verbrüderungen“ zum Weihnachtsfest 1914 an der Westfront. Franzosen, Briten und Deutschen rückten zusammen, sangen gemeinsam „Stille und heilige Nacht“, bevor sie sich am nächsten Tag wieder als erbitterte Feinde die Köpfe einschlugen. Eine Fraternalisierung war auf der militärischen Führungsebene auf beiden Seiten unerwünscht. Aber dennoch war für wenige Stunden Menschlichkeit in die Schützengräben gezogen. Der „Feind“ bekam plötzlich ein Gesicht. Er war gar nicht so anders. Auch er führte die Fotos seiner Familie, seiner Angehörigen in der Brusttasche seines Soldatenmantels mit sich. In diesen Stunden wusste wahrscheinlich keiner der Soldaten so recht, warum sie diesen Krieg eigentlich führten, wo sie doch wenige Monate zuvor alle recht zuversichtlich waren, spätestens Weihnachten wieder bei ihren Familien zu sein.

Doch der Krieg bekam sehr schnell wieder sein altes Gesicht. Maschinengewehre, Handgranaten und bald auch das eingesetzte Giftgas sorgten für bis dahin ungeahnte Opferzahlen. Junge Soldaten ließen ihr Leben für „Gott, Kaiser und Vaterland“ und wurden zu Helden stilisiert. Invalidisierte Soldaten kehrten in die Heimat zurück und fühlten sich dort aufgrund ihrer Verstümmelungen teilweise ausgegrenzt. Oft fanden sie keine Arbeit und mussten sogar betteln. Aber es waren nicht nur körperliche Gebrechen, die die Soldaten aus dem Krieg mitnahmen, viele von ihnen hatten psychische Schäden und wurden in der Heimat in Heime eingeliefert und als verrückt, feige oder Vaterlandsverräter abgestempelt. Der Umgang mit den Folgen des Krieges erwies sich als sehr schwierig. Unternehmer stellten meist keine Kriegsversehrten oder gar psychisch Kranke ein. Mit „Verrückten“ wollte niemand etwas zu tun haben und die Versorgung der Kriegsbeschädigten ließ zu wünschen übrig. Die Kriegsversehrtenrente reichte für die Soldaten bei weitem nicht um zu überleben, die Heime zur Rehabilitation waren überfüllt. Es gab jedoch Personen, die sich auch schon im Verlauf des Krieges mit einer angemessenen Pflege und Betreuung sowie Wiedereingliederung der Geschädigten beschäftigten. Und dazu gehört auch der Uckermärker Joachim von Winterfeldt-Menkin, auf dessen Spuren wir uns begeben haben.

Joachim von Winterfeldt-Menkin im Krieg

Der Uckermärker Joachim von Winterfeldt-Menkin diente im Ersten Weltkrieg als Ordianzoffizier. Er war für ein halbes Jahr an der Westfront stationiert. Dort erlebte er, wie er in seinen Tagebüchern beschreibt, alle Schrecken des Krieges. So berichtet er u.a. in seinem Tagebuch, das er noch in der Zeit des Krieges unter dem Titel „Tagebuchblätter und Briefe während des großen Krieges“ (1917) veröffentlichte, von der Erschießung belgischer Zivilisten, was ungewöhnlich und sicher nicht ganz ungefährlich war.

„15. August 1914. Wir überschreiten die belgische Grenze. Das erste verendete Pferd. Die Greul des Krieges beginnen ihre entsetzliche Sprache zu sprechen. Das Städtchen Batice ist völlig niedergebrannt. (...) Viele Häuser haben weiße Fahnen oder auch Rote Kreuz-Fahnen herausgesteckt. (...) Ein Kloster, in dem Verwundete liegen, wird nach Waffen durchsucht. Eben erst ist wieder aus einem Hause geschossen worden. Eine Kompanie geht abseits, um die Bewohner zu erschießen. Das Städtchen Barchon ist einschließlich seiner Kirche völlig eingäschert, ein jammervoller Anblick. Einwohner sind nicht zu sehen. (...)“¹

Nur drei Tage später berichtet er:

*„18. August 1914. (...) Man bringt den Bürgermeister und den Curé von Léau aneinandergefesselt herbei, barhäuptig, der Curé hat nicht einmal seine Schärpe um; sie werden zu dem Postmeister, der bereits zu gleichem Zwecke eingeliefert ist, als Geiseln gebracht. Da der Bürgermeister feierlich erklärt, daß wir von seiner Ortschaft nichts zu befürchten hätten, wird er entfesselt und kann sich nebst dem Curé die fehlenden Toilettengegenstände holen lassen. Ich muß den Divisionsstab der 6. Division suchen, (...) Die übrigen Offiziere sitzen hart an der großen Landstraße und lassen sich von dem verräterischen Ueberfall der Belgier bei Wandré, jenem Orte erzählen, von dem steil bergab nach Herstal und zur Maas ging, und den wir selbst vorgestern passiert hatten. Man hatte in der Nacht auf das Wachtlokal der 6. Division eine regelrechte Beschießung aus den gegenüberliegenden Häusern eröffnet. **Die Folge davon war, daß alle männlichen Bewohner dieser Häuser, deren man habhaft werden konnte, nach herzerreißendem Abschied von ihren Frauen, Kindern und Geschwistern, kurzerhand erschossen wurden.**“²*

¹ Winterfeldt, Joachim von: Tagebuchblätter und Briefe während des großen Krieges, Berlin 1917, S. 21.

² ebd. S. 27f.

Man spürt an der Form der Berichterstattung, dass Winterfeldt von diesen Ereignissen nicht unberührt blieb. Über weitere Kriegserlebnisse berichtet er in seinem autobiografischen Buch „Jahreszeiten des Lebens“, das 1942 erschien wie folgt:

„Wir waren dem Gegner so auf den Fersen, daß wir nicht selten in den gleichen, noch ungemachten Betten schliefen, die der Engländer die Nacht vorher benutzt hatte, auch standen halbgeleerte Weinflaschen und Marmeladendosen als Spuren der kaum verschwundenen Vorbewohner überall herum. (...).³

Die Keller der gesegneten Gegend, die wir durchzogen, strotzten von edelsten Weinen. In den Städten, die uns gelegentlich beherbergten, in Löwen, Brüssel, in Le Câteau, Noyon, Roye war meist Nahrung in reichlicher Fülle vorhanden, nur das Brot blieb auch da oft knapp. (...).⁴

Als an der Marne das Wort „Rückzug“ an die Stelle des stürmischen „Vorwärts“ trat, als unsere Generalstabsoffiziere ganz erschossen von Überanstrengung und verzweifelt schienen, da überkam auch mich ein Gefühl von Bangigkeit, und ich bat Seeckt um Auskunft über den Stand der Dinge. Nicht nur das, was er mir sagte, sondern vor allem, wie er es sagte, gab mir sogleich die sichere Zuversicht zurück. (...) Es war ihm wohl sympathisch, mit mir gelegentlich auch über andere als militärische Dinge sprechen zu können, die Kathedrale in Laon mit mir zu besuchen, die Bibliotheken der Schlösser, die unser Quartier wurde, zu durchmustern. (...).⁵

Wenn mich etwas während meiner Kriegsmonate beglückt hat, so ist es die treue, selbstlose Kameradschaft, die bei jeder Gelegenheit zwischen Offizieren und Mannschaften, zwischen deutschen Soldaten aller Grade zutage trat. Das gleiche große und verantwortungsvolle Los, mit dem eigenen Leben für das Vaterland eintreten zu dürfen, verband brüderlich alle untereinander, die da mit dem letzten Hauche übermenschlichen Willens in wochenlangem, siegreichem Vormarsch bis zum Herzen des feindlichen Landes vorgestürmt waren und sich nun in gelichteten Reihen und mit zusammengebissenen Zähnen auf dem bitteren Rückwege von der heiß umkämpften Siegesbahn befanden. Kamen die müden Infanteriekolonnen vorüber, die heimatlichen 64er oder die tapferen 12er, so wurde das letzte Stückchen Brot, das letzte Schlückchen Kaffee, die letzte Zigarette verteilt. Das verstand sich von selbst. Und wie ein Wunder schien es, daß alles Ungemach, alle Enttäuschung den Humor dieser prachtvollen Menschen nicht gebrochen hatte. (...).⁶

³ Joachim von Winterfeldt-Menkin: Jahreszeiten des Lebens, Berlin 1942, S. 178.

⁴ ebd. S. 179.

⁵ ebd. S. 180f.

⁶ ebd. S. 186.

Täglich tobt der Artilleriekampf von früh bis spät. (...) Der Übergang starker feindlicher Kolonnen über die Aisine wird gemeldet. (...) Die Division ist in schwerem Gefechte. Starke Kanonade, Kleingewehrfeuer. Die Engländer kommen in den Wald, der das Aisintal einfasst, schleichen herauf, werden aber ebenso wie die Franzosen zum Rückzug gezwungen. Wimmernde Verwundete werden auf holprigen Karren vorbeigefahren (...). Abends fahren wir nach Pinon zurück. Bei Tisch sitze ich neben unserem „beratenden Chirurgen“, dem vortrefflichen Professor Rumpel (...). Er klagt, daß er über die traurigen Eindrücke des heutigen Tages nicht hinwegkommen könne. Drei junge Artillerieoffiziere habe man ihm schwer verwundet gebracht. Eng zusammen hatten die drei auf einem schmalen Raum gelegen, in der Mitte der junge Heym, von dem bereits zwei Brüder gefallen waren und der sich des Ernstes seines Zustandes trotz tröstlicher Zusicherung von Rumpel klar bewußt war. Er habe seine Eltern bedauert, denen er durch seinen Tod Kummer machen werde, und ganz klar letztwillige Wünsche geäußert. Dann sei ihm durch Morphium Erleichterung geschaffen worden, und er sei zwischen seinen beiden auch bereits sterbenden Kameraden verschieden. (...).⁷

Rückkehr in die Heimat

Die glänzenden Siegesnachrichten von der Ostfront seit dem russischen Zusammenbruch bei Tannenberg sorgten für immer erneutes Aufflammen vaterländischer Zuversicht. Die Glocken wurden bei jeder Kunde eines größeren Erfolges geläutet, Dankgottesdienste abgehalten. Das spätere Eintreten Italiens in den Bund unserer Gegner schien an dem Gesamtbilde, das ein stetiges Vorgehen unserer Heere zeigte, nichts Entscheidendes zu ändern. Ebenso wenig die Erstarrung der Westfront. Wir würden es schon schaffen, wenn erst im Osten alles gründlich bereinigt sein würde. Der Glaube an den Endsieg schien unerschütterlich. (...).⁸

Noch überwog bei den dauernd bekannt gegebenen Siegesnachrichten der feste Glaube an den absehbaren Sieg, aber die skrupellos verlogene feindliche Propaganda, der wir, reine Toren, nichts Ebenbürtiges entgegensetzen konnten, die unterirdischen Verbindungen der internationalen umstürzlerischen Elemente bedrohten schon die Lebenswurzeln unseres Staatsgefüges. Es waren zunächst vereinzelte Stimmen, die sich hervorwagten und baldigen Frieden immer dringender forderten. Noch hatte sich anscheinend kein Stein am Bau des kaiserlichen Deutschlands gelockert, aber es ließ sich doch nicht leugnen, daß Männer wie der verschlagene Erzberger, von der äußersten Linken nicht zu reden, eigene Politik zu

⁷ ebd. S. 193.

⁸ ebd. S. 207.

*machen suchten. (...) Der Kaiser stehe jedoch auf dem Standpunkt, dass die Gegner um Frieden bitten müßten. (...).*⁹

Winterfeldt hatte bei den Vormärschen der Deutschen die von Leichen übersäten Schlachtfelder gesehen. Er sah die vielen Verwundeten und Invaliden, die ihn darüber nachdenken ließen, wie man nach dem Krieg mit ihnen umgehen würde. Bereits nach einem halben Jahr hatte Joachim den Militärdienst aufgrund einer Krankheit den Militärdienst an der Front beenden müssen. Wieder in der Heimat machte er seinen Einfluss als angesehener Politiker und preußischer Landadliger dafür geltend, den Kriegsversehrten das Alltagsleben zu erleichtern. Er gründete 1915 die Kriegsbeschädigtenfürsorge. Mit Unterstützung dieser Organisation konnten auch Prothesen beschafft und versehrte Soldaten wieder ins gesellschaftliche Leben integriert werden. Versehrtenheime wurden nach seinen Vorstellungen erneuert oder ausgebaut. Des Weiteren setzte sich Joachim von Winterfeldt-Menkin dafür ein, dass die verwundeten Soldaten nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen wurden. Die Kriegsinvaliden sollten wieder ein menschenwürdiges Leben führen und sich gebraucht fühlen, durch eine sinnvolle Tätigkeit wieder Selbstvertrauen finden. Er fasst seine Gedanken zu diesem Thema in einem Bericht wie folgt zusammen:

"Um aber ein plastisches Gesamtbild unserer Fürsorge zu geben, wird es zweckmäßig sein, den Weg eines verwundeten oder erkrankten Soldaten vom Schlachtfeld bis in die Heimat zu verfolgen. Der Verwundete oder Erkrankte findet sich eines Tages im Feldlazarett. In den ersten Tagen lassen die gequälten Nerven, die frischen Eindrücke ihn von den letzten Erlebnissen nicht los. Wie oft habe ich selbst mit Rührung und Erhebung mit anhören dürfte, wenn ein Schwerverletzter auf seinem Schmerzenslager nur den Wunsch hatte, bald wieder an die Front zu kommen. Wenn nun aber aus den Tagen Wochen und aus den Wochen Monate werden, unser Freund aus dem Feldlazarett in ein Heimatlazarett überführt wird, wenn er merkt, daß er nicht wieder dienstfähig wird, und für alle Zukunft schweren Schaden an Leben und Gesundheit davongetragen hat, dann tritt die bange Frage bei ihm immer stärker in den Vordergrund: was wird aus mir? Dann sollen der Arzt und die Schwester ihn trösten und aufrichten und ihm sagen, daß menschliche Kunst ihm für die verlorenen Glieder Ersatz schaffen und daß eine starke, durch ganz Deutschland verzweigte Organisation vorhanden sei, bereit ihn wieder in das bürgerliche Leben als nützliches und arbeitendes Mitglied zurückzuführen, daß diese Organisation auch für die weitere Zukunft seines Lebens über ihm

⁹ ebd. S.213f.

*wachen werde und ihm beweisen, daß Deutschland seinen Helden lebenslang dankbar sein wolle.*¹⁰

Winterfeldt wollte damit zum Ausdruck bringen, das die Soldaten fürs Vaterland gekämpft hätten und trotz der dabei erlittenen schrecklichen Verluste nur unzureichende gesellschaftliche Anerkennung für ihre Verdienste erhielten. Diesen Zustand wollte Joachim von Winterfeldt-Menkin ändern. Sein wohl größter Erfolg ist es, das Deutsche Rote Kreuz unter seiner Leitung als einheitlich agierende Organisation für das gesamte Deutsche Reich zu gestalten.

Über das bevorstehende **Kriegsende** äußert sich Winterfeldt wie folgt:

*Die Kämpfe um die Friedensresolutionen, um den uneingeschränkten U-Boot-Krieg, der Streik der Munitionsarbeiter, die ersten Meutereien bei der Marine, die Osterbotschaft des Kaisers – alles gehört der Geschichte an. Ich erlebte es als Reichstagsmitglied aus nächster Nähe, erlebte das schreckliche Sinken der kaiserlichen Autorität, den Sturz des Kanzlers, das vergebliche Bemühen der an seine Stelle tretenden Männer, den drohenden Zusammenbruch aufzuhalten. Während der Kriegsjahre bis 1918 stand ich in laufender Korrespondenz mit General von Seeckt, meinem ehemaligen verehrten Chef. (...).*¹¹

*Als die Westoffensive im Sommer 1918 den erhofften Sieg nicht gebracht hatte, als alle Versuche, zu einem annehmbaren Frieden zu kommen, von den Gegnern als Beweis der deutschen Schwäche höhnisch zurückgewiesen waren, da war es für jeden, der sehen wollte klar, daß Deutschland am Ende war. Die innere Einigkeit von 1914 war verschwunden. (...).*¹²

¹⁰ J. v. Winterfeldt, Kriegsbeschädigtenfürsorge, S.14

¹¹ Joachim von Winterfeldt-Menkin: Jahreszeiten des Lebens, Berlin 1942, S 240.

¹² ebd., S. 246.

Das Deutsche Rote Kreuz

Joachim von Winterfeldt-Menkin wurde 1919 Vorsitzender im Zentralkomitee der deutschen Rot-Kreuz-Vereine und war im Reichsausschuss der Kriegsbeschädigtenfürsorge bereits seit 1915 tätig. Seine Erfahrungen bei der Arbeit in der Kriegsbeschädigtenfürsorge führten ihn zur Einsicht, dass eine einheitliche Organisation des Roten Kreuzes geschaffen werden sollte.

„Bei der Fülle der auf mir lastenden Arbeit hatte ich mich lange geweigert, neue Verpflichtungen zu übernehmen, zumal kein Zweifel darüber bestehen konnte, daß diese Verpflichtungen schwierige organisatorische Umgestaltungen in sich schließen würden. Dem immer erneuten Drängen konnte ich mich zuletzt nicht entziehen“¹³

Erst nach einigem Drängen übernahm v. Winterfeldt-Menkin die Leitung und vereinigte die einzelnen Organisationen unter einem Dachverband, dem Deutschen Roten Kreuz.

Dies war dringend geboten, da der Krieg die Mängel in der Struktur des Roten Kreuzes offenbart hatte. Die einzelnen Vereine arbeiteten für sich, besaßen eigene Arbeitspläne und waren nur lose im Zentralkomitee zusammengefasst. Auch der Arbeitsumfang unterschied sich sehr in den Rot-Kreuz-Organisationen, den Männer- und Frauenvereinen. Eine klare und einheitliche Struktur des Deutschen Roten Kreuzes musste unter einer straffen Führung geschaffen werden.

Eine „höchst lästige Konkurrenz“¹⁴, stellte Graf Brockdorff-Rantzau als Vorsitzender der Gegenorganisation – die Deutsche Wohlfahrtsstelle – dar, die beseitigt werden musste um den Weg frei zu machen für eine einheitliche caritative Organisation in Deutschland. Joachim von Winterfeldt-Menkin kannte den Grafen bereits flüchtig und drängte ihn sehr energisch zur Fusion der Wohlfahrtsstelle mit dem Deutschen Roten Kreuz. Somit schloss sich die Wohlfahrtsstelle dem Roten Kreuz unter der Bedingung an, dass alle 80 Angestellten übernommen werden.

¹³ ebd., S. 258.

¹⁴ ebd., S. 260.

„Tatsächlich war das ganze offizielle Deutschland jener schlimmen Jahre nach dem Weltkriege gegen uns. Einzig und allein im Auswärtigen Amt hatten wir einen zuverlässigen Freund.“¹⁵

Die enge Zusammenarbeit mit den Rot-Kreuzverbänden der anderen Länder „schuf zugleich Verbindungen von Land zu Land, die sich nicht selten stärker erwiesen als die offiziellen diplomatischen Vertretungen.“¹⁶

Durch seine Position erlangte Winterfeldt-Menkin wichtige Kontakte, durch die internationale Beziehungen vertieft werden konnten, die auch dem Auswärtigen Amt von Nutzen waren.

Die schweren Notstände der Nachkriegszeit machten die Umgestaltung des Deutschen Roten Kreuzes auf ein soziales Betätigungsfeld zu einer dringenden Aufgabe. Dieses bedurfte eines umfangreichen organisatorischen Aufwandes. Der Verfall der Währung, die hohe Arbeitslosigkeit und die daraus resultierenden Missstände wie Verarmung und Zuchtlosigkeit konnte kaum durch Hilfe und Bemühung gemildert werden. Obwohl Deutschland selbst genug Probleme hatte, in einer schweren wirtschaftlichen und sozialen Krise steckte und mit der Versorgung der heimkehrenden Soldaten überfordert war, versuchte Winterfeldt als erster Präsident des Deutschen Roten Kreuzes auch den Deutschen im Ausland zu helfen, wozu u. a. auch die Flüchtlinge und Verdrängten in Russland, Polen, Elsaß-Lothringen gehörten. Besonders in Russland verhungerten in jener Zeit zahlreiche Menschen, was Winterfeldt beklagte. Unter ihnen seien auch viele tausend Siedler an der Wolga und in den unendlichen Weiten Südrusslands gewesen.¹⁷ Seuchen brachen aus (Cholera, Pest und Flecktyphus). Die deutsche Regierung beauftragte das Rote Kreuz, eine Expedition in die Hunger- und Seuchengebiete durchzuführen. Die nötigen Mittel sollten über eine besondere Sammlung, die unter dem Namen "Brüder in Not" bekannt wurde, eingeworben werden.¹⁸

Dies ist sicher ein besonderer Verdienst Winterfeldts, der in einer von Egoismus und Nationalismus geprägten Zeit auch Solidarität mit den im Ausland lebenden Deutschen zeigte.

Winterfeldt selbst beschrieb seine Mission mit den Worten: *"Die unglücklichen Opfer des Krieges, die Verwundeten und Verstümmelten sollten den unmenschlichen Gesetzen des Krieges entzogen und, ob Freund oder Feind, in barmherziger Fürsorge Schutz und Heilung finden. Das Zeichen des Roten Kreuzes sollten allen kriegführenden Mächten ein Symbol sein, vor dem sich die Waffen zu senken hatten"*¹⁹

¹⁵ ebd., S. 261.

¹⁶ ebd., S. 261.

¹⁷ ebd., S. 263.

¹⁸ ebd., S. 265.

¹⁹ Winterfeldt-Menkin, Jahreszeiten des Lebens, S. 261.

Tätigkeitsbericht

Die Idee zur Arbeit über Joachim von Winterfeldt-Menkin entstand bei der Erarbeitung einer größeren Ausstellung zum Thema „100 Jahre Erster Weltkrieg und seine Auswirkungen auf die Uckermark“, die wir innerhalb unseres Seminarkurses ab August 2013 erarbeiteten. Bei diesem Projekt arbeiteten wir eng mit dem Uckermärkischen Geschichtsverein zu Prenzlau und dem Dominikaner-Kloster Prenzlau zusammen. Unser Vorgehen stimmten wir mit unserem Seminarkurslehrer und Betreuer Herrn Theil ab. So haben wir uns die Arbeit in der Gruppe genau aufgeteilt. Dazu setzten wir verschiedene Schwerpunkte, die wir für die Ausstellung bearbeiten wollten. Sehr früh haben wir dann verschiedene Druckereien in der Uckermark angeschrieben und Kostenvoranschläge für Ausstellungstafeln, Broschüre und Plakate eingeholt. Wir hatten uns zuvor erfolgreich am Projekt „Zeitensprünge“ beworben, wodurch es uns gelang einen Teil der benötigten finanziellen Mittel in Form einer Förderung zu erhalten. Weitere Unterstützung stellten der Uckermärkische Geschichtsverein und die Stadt Prenzlau zur Verfügung.



Luisa Andres, Beatrix Bretsch und Projektleiter Jürgen Theil (v.r.n.l.) bei der Auftaktveranstaltung „Zeitensprünge“ in Potsdam

Im Rahmen der „Zeitensprünge“ nahmen wir dann auch an verschiedenen Veranstaltungen in Potsdam teil, wo wir u.a. einen Methoden-Workshop und anderen Veranstaltungen besuchten und mit anderen Jugendlichen ins Gespräch kamen. Auf einem Seminar erhielten wir wichtige Hinweise für das Aufarbeiten der regionalen Geschichte. Als besonders lohnenswert empfanden wir jedoch unseren Besuch im Deutschen Historischen Museum (DHM) in Berlin, wo wir uns zuvor mit unserem Anliegen, Hinweise für eine Ausstellungskonzeption zu erhalten, angemeldet hatten. Die Mitarbeiter waren alle sehr freundlich, hilfsbereit und außerordentlich kompetent. Als wir im DHM ankamen, erhielten wir zunächst von der Kuratorin eine Führung durch eine Ausstellung. Anschließend nahm sie sich gemeinsam mit weiteren Mitarbeitern des DHM viel Zeit, uns zu erklären wie man eine Ausstellung plant, worauf bei der Themenwahl zu achten ist und nach welchen Aspekten man die Exponate auswählt. Nach diesem Besuch fühlten wir uns für unsere Aufgabe gut gerüstet. Wir konnten mit der genaueren Planung beginnen und erarbeiteten eine eigene Ausstellungskonzeption. Später mussten wir jedoch feststellen, dass wir mit unseren Vorstellungen zum Teil an räumliche, materielle und finanzielle Grenzen geraten waren. So reichte zum Beispiel der uns im Dominikanerkloster zur Verfügung stehende Platz kaum aus, um unsere 21 A0-Ausstellungstafeln und die zahlreichen Bilder zu zeigen. Da auch die Anzahl der Vitrinen begrenzt war, mussten wir für die Ausstellung eine Auswahl treffen. Unser Betreuer, Herr Theil, hatte sich zuvor schon über ein Jahr lang nach geeigneten Exponaten umgeschaut, zahlreiche Leihgaben organisiert und einige interessante Gegenstände gezielt angekauft. Diese Objekte haben wir dann zunächst katalogisiert und fotografiert, wie uns in Berlin empfohlen wurde. Dies war für uns eine sehr bewegende Erfahrung. Man hielt ein Holzbein in der Hand, welches 100 Jahre alt war und einem Soldaten nach schwerer Verwundung durchs Leben geholfen hat. Des Weiteren waren viele Feldpostbriefe, Tagebücher und Feldpostkarten zu bearbeiten. Dabei taten sich einige Einzelschicksale auf, die in der Ausstellung einen besonderen Stellenwert besaßen. Zu diesen gehörten unter anderem das Schicksal der Zwillinge Matzner, deren Vater der Seminardirektor in Prenzlau war. Außerdem entdeckten wir die Verdienste Joachim von Winterfeldt-Menkins. Er war von 1897 bis 1903 Landrat in Prenzlau, Ordianzoffizier im Krieg und Mitbegründer des Deutschen Roten Kreuzes. In einer Zeit, in der die meisten Menschen egoistisch und nationalistisch eingestellt waren, agierte Winterfeldt-Menkin humanitär und sozial in der Öffentlichkeit, was uns später motivierte, diesen Aspekt für die vorliegende Wettbewerbsarbeit auszubauen.

Ein weiterer Schwerpunkt unserer Arbeit war dann die Erarbeitung der kurzen Objekttexte, die zusammen mit den Objekten in den Vitrinen ausgestellt werden sollten. Dabei erhielten wir auch Unterstützung von den Museumsmitarbeiterinnen Frau Dr. Frey und Frau Genschow. Parallel dazu liefen unsere Korrekturlesungen zu den großen A0-Ausstellungstafeln, die wir auch selbst layouteten. Immer wieder haben wir Druckfehler entdeckt, die es zu korrigieren galt. Als dann die fertigen Tafeln aus der Druckerei kamen, waren wir sehr stolz auf unser Ergebnis.

Im Mai eröffnete im DHM die Ausstellung zum Ersten Weltkrieg. Wir freuten uns sehr, dass uns die Kuratorin dazu eingeladen hatte. Die Eröffnung fand im Beisein der Bundeskanzlerin Angela Merkel im Schlüterhof des DHM statt. Zu Beginn fand eine Diskussion statt, Frau Merkel unterhielt sich mit jungen Leuten aus verschiedenen Ländern. Danach war die Ausstellung zu besichtigen, diese war eindrucksvoll gestaltet. Es wurden die Schrecken des Krieges an mehreren Kriegsschauplätzen sehr anschaulich dargestellt. Die Erfahrungen, die wir in Berlin machen konnten, waren für uns sehr hilfreich für die eigene Ausstellung.

Am Mittwoch, dem 2. Juli 2014 wurde die Ausstellung im Dominikanerkloster in Prenzlau eröffnet. Über 90 Gäste waren dazu erschienen, darunter auch die heute fast 80jährige Tochter von Joachim Matzner, der in unserer Ausstellung eine gewichtige Rolle spielte. Die heute in Berlin lebende Jutta Matzner-Eicke, zu der wir noch immer Kontakt haben, war sichtlich gerührt, von der nachträglichen Würdigung, die ihrem Vater und Onkel in Prenzlau zu Teil wurde. Mit an ihrer Seite waren ihr Mann und ihr Enkelsohn. Zur Ausstellung hatten wir uns auch ein kleines Begleitprogramm überlegt. So gelang es uns, die in Prenzlau geborene Historikerin Frau Dr. Ruth Leiserowitz vom Deutschen Historischen Institut in Warschau für einen Vortragsabend in Prenzlau zu gewinnen. Einen weiteren Vortrag hielt Gerd Schadewitz über den Begründer des Deutschen Roten Kreuzes Joachim von Winterfeldt, dessen 150. Geburtstag sich in diesem Jahr jährt. Am 8. Juli 2014 luden wir zu einer Lesung einiger ausgewählter Feldpostbriefe ein, die nach einer kurzen musikalischen Einstimmung von Luisa Andres und Beatrix Bretsch vorgetragen wurden, bevor wir die Besucher durch die Ausstellung führten. Zu einer anderen Veranstaltung hatten wir drei Schulklassen unserer Schule eingeladen und nach einer kleinen Besichtigung der Ausstellung im Kleinkunstsaal den Film „Im Westen nichts Neues“ (Fassung von 1930) gezeigt. Die Ausstellung war dann noch bis zum 26. Oktober 2014 zu besuchen.

Um unsere Ergebnis auch weiterhin zu erhalten, wird eine Broschüre erstellt. Sie enthält alle Ausstellungstafeln, ausgewählte Feldpostbriefe mit Kommentaren der Schülerinnen,

Erläuterungen zu einigen Exponaten, Bilder zur Ausstellungseröffnung sowie Gästebucheinträge.

Als die Ausschreibung der Körberstiftung zum diesjährigen Schülerwettbewerb „Jugend forscht“ veröffentlicht wurde, überlegten wir, ob sich dieses Thema nicht auch für unser Projekt eignen könnte. Auch wenn man den Krieg damals in fast allen beteiligten Ländern scheinbar herbeisehnte und bejubelte, kamen wir zu der Überzeugung, dass es auch ein „Anderssein“ im Krieg gab. Das wurde spätestens bewusst, als wir Berichte und Bilder von „Verbrüderungen“ zum Weihnachtsfest 1914 an der Westfront gesehen hatten. Wir wollten also den kleinen Spuren nachgehen, die dieses „Anderssein“ auch auf lokaler Ebene zeigen. Und dazu fiel uns auf, dass das Schicksal des Joachim von Winterfeldt-Menkin zum Thema „Anders sein in der Geschichte“ passt. Mit Hilfe des oben schon genannten Historikers Gert Schadewitz erfuhren wir, dass Winterfeldt-Menkin die Erschießungen belgischer Zivilisten kritisierte, was er sogar in seinen 1917 veröffentlichten Tagebüchern festhielt. Dies war damals sicher nicht ganz ungefährlich. Im November 2014 gelang es uns, Kopien von den Tagebüchern zu erhalten, die es nur in zwei deutschen Bibliotheken gibt. Weiterhin nutzten wir die von ihm selbst 1942 publizierten Memoiren „Jahreszeiten des Lebens“ als Hauptquelle.

Am 15. November 2014 waren wir mit einem eigenen Stand auf dem 10. Jugendgeschichtstag vertreten, wo wir mit einigen Ausstellungstafeln und Objekten über unser Projekt informierten. Hier kamen wir dann auch mit unserem Bildungsminister Günter Baaske und der Landtagsabgeordneten Kathrin Dannenberg ins Gespräch. Letztere regte an, dass wir unsere Ausstellung auch im Landtag in Potsdam zeigen, was zum 1. August 2015 auch realisiert wird.

Weiterhin kamen wir durch unseren Beitrag angeregt auf die Idee, die Verdienste von Winterfeldt-Menkin, dessen Geburtstag sich in diesem Jahr am 15. Mai zum 150. Mal jährt, durch eine Tafel am alten Landratsamt in Prenzlau zu ehren. Diese Idee wird nun auch vom Landrat Dietmar Schulze, dem Bürgermeister und der Familie unterstützt, sodass unser Betreuer schon einen Kostenvoranschlag für diese Tafel in Auftrag geben konnte, die am 15. Mai 2015 im Beisein von Vertretern der Familie, des DRK und der Kommunalpolitik übergeben wird.

Um unseren kleinen Wettbewerbsbeitrag noch anschaulicher zu machen, beschlossen wir, mit der Unterstützung weiterer Schüler unserer Schule noch einen kurzen Film zu drehen, der erst in der letzten Woche fertig wurde. Somit besteht unser Beitrag, den wir einreichen, aus den drei Teilen: Ausstellungskatalog/Broschüre, der Arbeit mit dem Titel „Anderssein im Krieg. Auf den Spuren von Winterfeldt-Menkin, dem Begründer des DRK und einem Kurzfilm.

Wir hoffen, dass der Jury unser Projekt gefällt und würden uns über ein Feedback sehr freuen.

Anhang

Literaturverzeichnis

- J. v. Winterfeldt-Menkin; Kriegsbeschädigtenfürsorge; Carl Lehmanns Verlag, Berlin, 1917
- J. v. Winterfeldt-Menkin; Tagebuchblätter und Briefe während des großen Krieges August bis Oktober 1914; Preußische Staatsbibliothek Berlin, o.J.
- J. v. Winterfeldt-Menkin; Jahreszeiten des Lebens, Das Buch der Erinnerungen; Propyläen-Verlag, Berlin
- Otto, Wolfgang; Im Strudel der Geschichte verwurzelt in der Uckermark; rdc-Verlag, Prenzlau, 1998







JUGENDGESCHICHTSTAG

Prenzlauer „Zeitsprünge“

PRENZLAU. Nachdem die brandenburgische Parlamentspräsidentin Britta Stark am 14. November im Landtag den 10. Jugendgeschichtstag eröffnet hatte, präsentierten die jungen Forscher am Tag darauf ihre Arbeiten im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam. Insgesamt 31 Geschichtsprojekte sind in diesem Jahr mit Unterstützung des Projekts „Zeitsprünge“ entstanden. Bildungsminister Baaske betonte in seiner kleinen Eröffnungsrede, wie wichtig es sei, dass sich die Jugendlichen mit ihrer lokalen Geschichte auseinandersetzen. Die aktive Beschäftigung mit der Heimatgeschichte schaffe lokale Bindungen und könne einen Beitrag zur Verminderung der Abwanderung leisten. „Wer in seiner Region verankert ist - und zwar



Landtagsabgeordnete Kathrin Dannenberg (Die Linke), Ute Herrmann (KI. 12), Luisa Andres (KI. 12) und Bildungsminister Baaske (v.l.n.r.) am Ausstellungsstand „Erlebt. Erzählt. Erinnert. 100 Jahre Erster Weltkrieg und seine Auswirkungen auf die Uckermark“.

FOTO: JÜRGEN THEIL

nicht nur persönlich oder beruflich, sondern auch historisch-kulturell - wird eher versuchen, dort zu bleiben.“ betonte Baaske, der sich auch über das Prenzlauer

Projekt zur Geschichte informierte. Die Landtagsabgeordnete Kathrin Dannenberg (Die Linke), die noch bis 2014 selbst als Geschichtslehrerin gearbeitet hat, regte an die

Prenzlauer Ausstellung im Landtag zu zeigen. Das Interesse der zahlreichen Gäste an den vorgestellten Projekten der Jugendlichen war sehr groß. **Jürgen Theil**